Zeitschrift: Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern

Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern

Band: 38 (1945-1946)

Heft: 2a

Artikel: Festvortrag von Professor R. Feller in der Aula der Universität : am 23. Juni 1945

Autor: Feller, R.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-370978

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Festvortrag von Professor R. Feller

in der Aula der Universität

am 23. Juni 1946

Vier Männer riefen im Juni 1846 zur Gründung eines historischen Vereins in Bern, die alt Regierungsräte Rudolf Fetscherin und Adolf Bandelier, der Theologe Ludwig Lauterburg und Fürsprecher Karl Lutz. Das Berner Land wurde damals von einem Aufruhr der politischen Sitten erschüttert, aus dem eine neue Verfassung hervorgehen sollte. Die milde Umgestaltung von 1831 hatte Bern wohl neue politische Formen gegeben, aber Bern bei seinem hergebrachten Alltag belassen. Eine junge Schule, reich begabt und rücksichtslos, entfesselte 1846 den Sturm, um den schweren Gleichgang Berns der Eile des Jahrhunderts anzupassen. Es ging der Glaube um, dass die Verfassung das Ganze des Lebens ausmache, und er war mächtig, die einen mit Zukunft zu schwellen, die andern mit Sorgen zu schlagen. Diese Bekümmerten sahen auf hohen Wogen ein altes Bern schwanken, das der nächste Wellensturz begraben konnte. Da sprang die Sehnsucht auf, die Vergangenheit, die von der Gegenwart verschlungen wurde, in das Gedächtnis zu retten und dem Geist anzuvertrauen. Dazu gesellte sich das wissenschaftliche Streben, das nicht von den Schickungen des Tages abhängt, sondern seinem innern Gesetz folgt. Eben tat sich in der Geschichtforschung eine neue Richtung auf, die Entdeckungen verhiess und mit kühner Fragestellung die Schaffenslust herausforderte.

Am 2. Juli 1846 fanden sich sechs Männer in Bern zusammen und stifteten den Historischen Verein des Kantons Bern. Ihr Wagemut wurde belohnt. Im nächsten Jahr zählte der Verein siebzig Mitglieder, meist aus der Stadt, obschon er sich mit seinem Namen an die Geschichtsfreunde des ganzen Landes wandte. Er umfasste eine Auslese, freilich nicht die ganze Auslese Berns. Man vermisst die angesehensten Namen der damaligen bernischen Geschichtschreibung, Emanuel von Rodt, Ludwig von Wurstemberger und Anton von Tillier. Rodt und Wurstemberger fanden bei ihren vorgerückten Jahren ihr Genügen an der Geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz, die sie 1811 hatten gründen helfen. Tillier dagegen, die

fleissigste Feder Berns, stand noch im rüstigen Alter; aber er sah das Bernische immer mit eigenen Augen an, er schloss sich nirgends an und hütete sorglich seine Unabhängigkeit im Ratsaal wie in der Geschichtschreibung; dafür ist er im Groll von seiner Vaterstadt geschieden.

Wie es dem Verein in seinen ersten fünfzig Jahren erging, hat Jakob Sterchi in seiner Gedenkschrift 1896 geschildert; die Darstellung der zweiten fünfzig Jahre steht noch aus.

Die Bedingungen für das Gedeihen eines Vereins bergen sich oft dem suchenden Blick. Gunst und Ungunst der Zeitläufe, Spannung oder Erschlaffung des Gemeinsinns haben ihre Macht. Das meiste hängt vom Einsatz der Persönlichkeit ab. Und der Historische Verein hatte das Glück, in seinen ersten Jahren den Mann zu finden, der ihm nottat. Es war Ludwig Lauterburg. Er studierte Theologie, trat aber nicht in den Kirchendienst, sondern wandte sich der Öffentlichkeit zu und nahm als Redaktor, Grossrat und Nationalrat an den Kämpfen der stürmischen fünfziger Jahre teil. Mit heissem Herzen und hellem Auge, mit der Tiefe, die sich nicht ergibt, mit dem heimlichen Feuer, das sich früh verzehrt, suchte er sich den Standpunkt aus, wo er die Waage zwischen Vergangenheit und Gegenwart hielt. Er sah versinken, was ihm teuer war, und er warf sich einem Radikalismus entgegen, der sich aus der herrschenden Lehre des Materialismus nährte.

Was wollte er, wenn er die Vergangenheit anrief, wenn er mit den Hausgeistern des alten Bern die Taggespenster des neuen, die Freischarenzüge, die wilden Parteikämpfe, beschwor? Hoffte er, das rollende Rad der Zeit zu stellen, das zu vernichten drohte, was er als Berns Tugend verehrte? Wohl ist anzunehmen, dass sich ihm irgendwie die Frage nach dem Sinn der Geschichte stellte. Wie er sie beantwortete, steht dahin. Genügt doch kaum die strenge Gerechtigkeit, davon ein ausreichendes Bekenntnis abzulegen. Auch aus seinen Gegnern sprach ein hohes Verlangen, sprach jene unwiderstehliche Notwendigkeit, die in das Menschengeschlecht versenkt ist. Vom Glauben an die Zukunft, vom Fortschritt war die Welt beschwingt. Hatte einst das Beispiel der Ahnen dem lebenden Geschlecht das Gesetz gegeben, so gebot der Fortschritt nun, dass man klüger sein müsse als die Ahnen, und erlaubte damit jeder Zeit ihr eigenes Gesetz.

Hier erhob Lauterburg warnend seine Stimme. Wenn er auch nicht den unerbittlichen Zug der Entwicklung erkannte, der in unaufhaltsamem Gang die Grenzen der Natur überschreiten musste,

wenn er auch nicht das grausame Wissen hatte, das uns ungesucht zugefallen ist, so wurde er seiner Zeit doch nicht froh. Aber er suchte in der Vergangenheit nicht die Zuflucht, die ihn der Gegenwart enthob. Nein, der vertraute Umgang mit den Jahrhunderten ermutigte ihn, sein Jahrhundert zu bestehen. Kann er das? Gibt er die Überzeugung, dass dem Guten der Preis, dem Bösen die Vergeltung wird? Es ist die Lohnfrage der Geschichte, die quälend und versuchend der Übel grösstes, die Schuld, umkreist. Es ist die geheime Verrechnung, die den Freund der Geschichte bis auf den letzten Nerv heimsucht und ihn an den Rand der Erkenntnis führt, wo das Urteil erlischt und kaum eine höhere Eingebung die Stimme zu erheben wagt. Von dem allem hatte Lauterburg die Vorstellung, dass es nicht die erste Bestimmung der Geschichte ist, die Jahrbücher der Entwicklung nachzutragen, sondern die Besinnung der Menschheit zu sammeln und zu läutern.

Zugleich war Lauterburg von der eingeborenen Freude an den ragenden Gestalten der Vergangenheit bewegt, und um ihr genugzutun, gründete er 1852 das Berner Taschenbuch, das durch achtzig Jahre erschien. Für uns ist er der Mann, der mit seiner Geistesfrische dem Verein über die ungewissen Anfänge hinweghalf. Rüstig tat und sprach er aus, was andere dachten und hofften. Im besten Alter ist er 1864 gestorben, einer der Glücklichen, die man sich nur jung denken kann.

Langsam fand sich der Verein zurecht, fand er seinen Gang, seine Formen und seinen Gehalt. Obschon es im damaligen Bern nur wenig Vereinigungen gab, in denen sich geistige und künstlerische Bestrebungen zusammenfanden, wuchs er doch nur allmählich. Er zählte nach dem ersten halben Jahrhundert 170 Mitglieder, heute, nach einem Jahrhundert, 240. Eigentümlich, Bern ist der grösste Ort der Eidgenossenschaft, sein Historischer Verein eine der kleinsten unter den kantonalen Gesellschaften. Gerade weil Bern gross ist, vermag ein einziger Verein nicht alle Geschichtsfreunde zu tätiger, lebendiger Gemeinschaft zu umfassen. Daher haben sich landschaftliche Vereine gebildet, von denen die Société jurassienne d'Emulation bald auf 100 Jahre zurückblicken kann.

Noch anderes mag von unserem Verein ferngehalten haben. Berns Geschichte hat einen Tonfall, der nicht Kurzweil nach des Tages Mühen verspricht, sondern Forderungen stellt. Vieles ist im Bernbiet heimelig, nicht Berns Geschichte. Das hat dazu beigetragen, dass der Verein von der Mär der Unzugänglichkeit umwittert wurde, obschon er sich einen solchen Anflug nicht gegeben,

sondern seine Pforte jedermann offen gehalten hat. Eher könnte man von der Schüchternheit sprechen, die ihm von seiner bescheidenen Geburt her anhaftete. Einmal hat er sie überwunden; er hat nicht das Frauenstimmrecht abgewartet, sondern, entschlossener als die Politik, dem weiblichen Geschlecht die Mitgliedschaft angeboten. Wohl geht die Leistung vom einzelnen aus; aber es ist nicht gleichgültig, ob ein grosser oder kleiner Kreis an ihr teilnimmt. Immerhin, der Verein hat in Bern seine Lebensbedingungen gefunden, und es ist ihm möglich geworden, einen Stamm von geistiger und geschäftlicher Überlieferung zu bilden.

Eine Absicht der Stifter ist nicht in Erfüllung gegangen. Sie planten den Verein als eine Gruppe der Allgemeinen Geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz. Doch die Gesellschaft nahm eine andere Wendung; sie wurde nicht ein Bündel kantonaler Vereine, sondern vergab die persönliche Mitgliedschaft. An Stelle des statutenmässigen Zusammenhangs mit der Gesellschaft ist der wirksame persönliche getreten, indem einzelne Mitglieder beiden Vereinigungen angehören und beide durch die gleichen Bestrebungen zusammengeführt werden.

Sachte und bescheiden lebte sich der Verein in seinen Jahreskreis hinein. Zwanglos und unregelmässig waren die ersten Zusammenkünfte, zu denen Präsident Fetscherin in sein Haus einlud. Doch recht jung tat der Verein den Schritt ins Wirtshaus, wo er sich im Winter einmal im Monat am Donnerstagnachmittag traf, bis er sich schliesslich so kräftigte, dass er 1860 alle 14 Tage auf Freitagabend im Winter seine Sitzungen anberaumen konnte. So halten wir es heute noch; der Abend ist von einem Vortrag und der Aussprache darüber erfüllt.

Von Anfang an stellte sich das Verlangen ein, den Laupentag zu begehen. So entstand die Jahresversammlung. Sie fiel auf einen Sonntag oder Werktag zunächst dem 21. Juni, wie man sich gerade verabredete, gewöhnlich in Bern, dann auch in Thun, Burgdorf oder Biel. Freilich verlangte der Ausflug in jenen eisenbahnlosen Tagen eine Anstrengung. An der zweiten Jahresversammlung im Freienhof in Thun, die am 19. Juni 1848 stattfand, sahen sich fünf Mitglieder. Doch nicht die Zahl machte den Tag. Den Empfang bot ihnen der greise Landammann Karl Lohner, der schon ein grosses Forscherwerk geleistet hatte, aber immer noch von Plänen und Unternehmungen bewegt wurde und mit seiner Selbständigkeit, die unter spröden Bedingungen den Weg gefunden hatte, den Geschichtsfreunden eine Ermutigung war.

Seit 1860, da die Schienenwege das Bernbiet einigermassen erschlossen hatten, wurde die Jahresversammlung nach aussen und auf einen Sonntag verlegt. Man wählte den Ort aus, wo die Bedingungen gerade günstig eintrafen, gefällige Reisegelegenheit, ein geräumiger Saal, ein Vortragender, der mit der Geschichte des Orts und seiner Umgebung bekannt machte, und ein Gasthof, auf den man sich verlassen konnte. So kam der Verein in die verschiedenen Gegenden des Landes, und einmal, 1874, betrat er den neuen Kanton und tagte in St. Immer. Mehr als an den Abendsitzungen kommt an diesen Versammlungen aus, welcher Geselligkeit der Verein fähig ist, was ihn zusammenhält, wie mitteilsam man ist, was man sich schuldet, und was man gerne gibt.

Eine Verbindung von der Bedeutung unseres Vereins darf sich nicht selbst genügen, darf nicht in Beliebigkeiten aufgehen. Seine Aufgeschlossenheit ist durch seine Arbeiten ausgewiesen. Die Strömungen der Wissenschaft kommen in ihnen zum Vorschein. So wurde in den beiden ersten Jahrzehnten die Frühgeschichte gepflegt, weil eben die ersten Pfahlbauten ausgegraben wurden und unabsehbare Entdeckungen verhiessen. Es folgte die kritische Durchforschung der mittelalterlichen Urkunden und Chroniken, von der die Editionen ausgingen, die ein Verdienst des Vereins ausmachen. Aber Strömungen herrschen nur dann, wenn kräftige Geister ihnen gewachsen sind. Und sie fanden sich. Dem Verein gehörte an, wer sich in die Forschung und das Schrifttum unserer Geschichte eingetragen hat, Gustav von Bonstetten, Edmund von Fellenberg, Gottlieb Studer, Emil Blösch, August von Gonzenbach, Eduard von Wattenwyl-von Diesbach, Moriz von Stürler, Gustav Tobler, Karl Geiser, Heinrich Türler, Heinrich Dübi.

In den allgemeinen Richtungen sind es die besonderen Begabungen, die durchschlagen und jene glückliche Spannung heraufführen, da sich Vordenken und Nachsinnen finden. Und diese Begabungen waren mannigfach und begegneten sich in dem Willen, zu enthüllen und zu erhellen, was dem zerstreuten Blick des Tages dunkel, dumpf und eng zu sein scheint, kurz, die Vergangenheit zu erschliessen. Sie haben Gräber aufgedeckt, Trümmer aufgerichtet, Urkunden aus dem Staub gehoben, Chroniken der Öffentlichkeit übergeben und so das Feld bestellt, auf dem wir ernten, aber uns auch die Pflicht gelassen, den Späteren Gleiches zu tun.

Manches hat der Verein mit seiner Teilnahme gefördert; anderes hat er selbst an die Hand genommen. Aus seinem Kreis sind die Fontes rerum bernensium, Berns Geschichtsquellen, hervorgegan-

gen, die seit 1883 auf Kosten des Staates erschienen, und deren zehnten Band wir auf dieses Jahr erhoffen. Ihr Anreger und erster Herausgeber, Staatsarchivar Moriz von Stürler gehörte zu den Eifrigen des Vereins. Für die Herausgabe der Chroniken griffen die Allgemeine Geschichtforschende Gesellschaft der Schweiz und unser Verein zunächst zusammen, eine Eintracht, die glücklich durch unseren Präsidenten Gottlieb Studer vertreten wurde. Im Auftrag der Gesellschaft liess er 1871 die Berner-Chronik Konrad Justingers erscheinen und eröffnete 1877 mit Thüring Frickers Twingherrenstreit die Reihe der Quellen zur Schweizer Geschichte. Im Auftrag unseres Vereins gab sein langjähriger Präsident Emil Blösch 1884—1901 Anshelms Chronik in sechs Bänden heraus, desgleichen Gustav Tobler 1897 und 1901 den Berner Schilling. Es folgte 1941 Hans von Greyerz mit Ludwig Schwinkharts Chronik. Damit ist das Wichtige hier geschaffen. Eine Nachlese mag noch einiges ergeben; so sind Justinger und Haller-Müslin für eine neue Ausgabe reif.

Auf einem Gebiet darf dermalen ein besonderer Fortschritt verzeichnet werden. Bisher war Bern mit seinen Rechtsquellen gegen Zürich, Aargau und St. Gallen im Rückstand. Friedrich Emil Welti veröffentlichte 1901 die Stadtsatzungen von Bern, der früh verstorbene Ludwig von Tscharner 1913 und 1915 die Statutarrechte des Simmentals. Dann trat eine Pause ein, bis nach einem Vierteljahrhundert neues Schaffen aufsprang. Welti gab 1939 mit 82 Jahren die Stadtsatzungen der zweiten Fassung heraus, die letzte Frucht seines erfüllten Gelehrtenlebens. Es geziemt sich, des seltenen Mannes zu gedenken, der in freier Musse das Mittelalter und seine Rechtszeugnisse erforschte, der als Menschenfreund wohltat, freigebig die Künste förderte und unserem Verein mit offener Hand ein Gönner war. Hermann Rennefahrt setzt das Werk fort. Als Leiter der schweizerischen Rechtsquellenedition nimmt er sich besonders der bernischen Bedürfnisse an. In rascher Folge erschienen aus seiner Hand 1937 die Statutarrechte von Frutigen, 1942 die Statutarrechte von Saanen, 1946 der dritte Band des Stadtrechts von Bern. Noch harren die Offnungen der untern Landschaften der Erschliessung, für die man bis heute auf die paar Proben in Jakob Grimms Weistümern angewiesen war.

Und da ein Wunsch dem andern ruft, so sei es mir erlaubt, die Hoffnung auszusprechen, dass ein halbverschollenes Werk des Vereins wieder erstehen werde. Es sind die fünf Bände bernischer Biographien, die Jakob Sterchi 1884—1906 mit seinen Mitarbeitern

herausgab. Die Sammlung ist bei weitem nicht vollendet. Möge eine junge, rüstige Begabung im Verein auferstehen, Helfer werben und erneut Hand anlegen.

Es ist die Zeitschrift des Vereins, die das geistige Band zwischen 1846 und 1946 schlägt. Sie hiess zuerst Abhandlungen, dann Archiv des Historischen Vereins und ist unter diesem Namen auf unsern Tag gekommen. Daneben liess der Verein 1894—1904 ein Neujahrsblatt erscheinen. Nachdenklich durchblättert man die Bände des Archivs, in denen sich die Menschenalter mit den Wandlungen ihres Ziels und ihrer Stosskraft ablösen. Es ist nicht alles von einem Schlag; es lässt sich die Spannweite zwischen bernischer Genügsamkeit und bernischer Nachdrücklichkeit ermessen.

Als der Verein den ersten Band seiner Abhandlungen veröffentlichte, da gingen die Sicherheit, das Ebenmass und der Duft der Erzählung durch das Geschichtsbuch. Der Geschichtschreiber wollte mit der bunten Flucht der Bilder unterhalten, mit dem alles beherrschenden Glückswechsel erschüttern, mit dem grossen Blick in das Reich des Sittlichen erheben und mit dem beschwingten Wort des Epikers die Eintracht des Geschehens herstellen. So blieb er Diener der Wissenschaft und ward zugleich mit seinem Leser eins. Doch gegen 1850 setzte die kritische Forschung ein, die andere Pflichten verlangte und eine andere Genugtuung verhiess. Der Blick drang tief und immer tiefer, um die tausend grossen und kleinen Ursachen des Geschehens zu ergründen. Wenn die Dinge nicht zum Einklang kamen, so war das nicht Enttäuschung, sondern die Bestätigung der forschenden Gewissenhaftigkeit. Es sank der Faltenwurf des grossen Schicksals, das erhebt, indem es zermalmt. Die Verehrung wich dem Scharfsinn, der sich nicht Halt gebieten darf.

Rechenschaft von der Arbeit gab der spaltende Bericht, bestenfalls die zusammenfassende Schilderung. Die epische Freiheit, einst Klios holde Gabe, wurde aus dem Pflichtenkreis der Geschichtschreiber verbannt, weil sie sich nicht mit der Genauigkeit verträgt. Der Lohn des Geschichtschreibers war nicht länger der Umgang mit unmessbaren Mächten, sondern der Fund, der überrascht. Ob das Reichtum oder Armut war, wird man wohl besser an der zweiten Jahrhundertfeier des Historischen Vereins beantworten können als an der ersten, die nur vermuten kann, dass eine Wandlung heraufzieht, aus verschiedener Veranlassung. Die kritische Schule verlangte vom Forscher eine Empfänglichkeit, die nicht mit der des Lesers übereinstimmte. Der Geschichtschreiber geriet in eine Win-

kelstellung. Während er in Wort und Schrift der Genauigkeit des Scharfsinns huldigte, blieb das Verlangen des Lesers gleich; es ersehnte die Erzählung, die wie den Verstand so auch das Herz anmutet. Reine Wissenschaft entschädigt dafür nicht, gerade in unserer Gegenwart nicht, da die Menschheit in das unheimliche Alter getreten ist, wo sie ihre Erhaltung fast mehr vom Versagen als vom Gelingen der Wissenschaften erwarten möchte.

Schwer fällt es dem Fachmann, dem erwachenden Bedürfnis entgegenzukommen. Die Wissenschaft vermag Grosses, aber sie kann nicht gleich die verlorene Kunst des Erzählens zurückbescheiden. Dazu bedarf es einer Bildung des Geistes und des Gemüts, die nicht plötzlich kommt, sondern durch eine lange Wandlung geht. So griff man nach Aushilfen. Die geläufigste ist die historische Belletristik. Man beschritt diese Hintertreppe um so rüstiger, als sie mit unbegrenzten Reizmitteln ausgestattet ist. Der Historiker kann wohl die echten Zugänge zur Vergangenheit erschliessen; aber der Historiker ist noch nicht erstanden, der die unechten verschliesst. Aber auch Fachleute suchten nach verstärkter Anziehungskraft. Sie luden die Vergangenheit mit den Problemen der Gegenwart, aus der Rechtfertigung, dass die Vergangenheit dazu da sei, die Gegenwart aufzuklären. Dies trifft zu; aber der Zweck wird nicht erreicht, wenn man der Vergangenheit leiht, was die Gegenwart gerne in ihr sehen möchte. Das hat seine Gefahr, weil die Grenze schwer erkennbar ist, wo die Selbstgerechtigkeit auf Kosten der Vergangenheit beginnt, und weil die Versuchung um so grösser ist, je mehr das Bedürfnis nach Selbstbetäubung herrscht. Gewiss ist dabei das eine, dass die Vergangenheit zum Aschenbrödel wird, das wehrlos alles über sich ergehen lassen muss.

Von der Gegenwart aus über die Vergangenheit zu urteilen, ist leicht; von der Gegenwart aus bei der Vergangenheit einzukehren, ist schwer. So muss der Geschichtsfreund eine grosse Anstrengung aufbieten, um sich aus der Gegenwart, da jedermann lesen und schreiben kann, hinwegzuheben und in jenen versunkenen Zeiten heimisch zu werden, da kaum ein Zehntel der Menschen lesen und schreiben konnte und dafür die Seligpreisungen der Armen am Geiste, der Sanftmütigen und Friedfertigen mit süssem Laut unzählige verlassene Geschlechter erquickten. Wendet er den Blick von hier zurück, welchen Anblick bietet ihm die Gegenwart? Schwer wird es, das besagt der Blick, von der Vergangenheit aus die Gegenwart zu beurteilen.

Es hebt noch eine andere Wandlung an, und sie gilt dem Sinn

der Geschichte. Durch mehr als hundert Jahre war es der Auftrag der Geschichte, den Fortschritt des Menschengeschlechtes zu begleiten, ihn zu verkünden und glaubhaft zu machen. Dieser Auftrag verstand sich von selbst, weil der Gang der Zeit mit der Arbeitsweise des Historikers übereinstimmte. Wie aus den trüben Niederungen der Vergangenheit die helle Gegenwart aufging, so arbeitete auch der Historiker seinen Stoff aus den dunklen Überresten der Vergangenheit zum Licht empor. Entwicklung war da wie dort der Antrieb. Doch dahinter lauerte die Enttäuschung. Weil der äussere Fortschritt das Leben beflügelte, ja bis zur Berauschung schwellte, nahm man an, dass der innermenschliche Fortschritt von selber sich einstelle. Die Wechselwirkung zwischen innerem und äusserem Fortschritt, zwischen Geist und Stoff hat ihr eigenes Gesetz, das noch nicht entdeckt ist. Schillers Wort besteht: «Satt essen und warm wohnen sind die Vorbedingung zu aller Kultur.» Aber der Geist hat sein besonderes Wehen. Darum ertönt heute, da der äussere Fortschritt sich selbst zerstört, die bange Frage, ob noch der innere möglich sei, aus der Dämmerung heraus, dass dieser die letzte Hoffnung, der letzte Hort sei.

Und hier ergeht auch an den Geschichtsbetrachter der Ruf. Mühsam ist ihm die Wahl, was er zu verabschieden, was er dafür einzunehmen hat. Denn der sichtbare Fortschritt war für die letzten Menschenalter kein leerer Wahn, sondern ein lebensstarker, beglückender Glaube. Zögernd nur sucht der Geschichtsfreund seine neue Sicht. Doch es gibt Augenblicke, da das Bekenntnis entgegen den Regeln der Forschung der Erkenntnis vorangehen darf, das Bekenntnis zu der Zuversicht wenigstens, dass die Geschicke mit den Erdenkindern nicht so grausam listig verfahren, sie zu erheben, um sie desto tiefer zu stürzen. Aber zagend und beladen nur lenkt der Geschichtsbetrachter in alte verlassene Bahnen ein, wo ihm aus der Verwirrung die verschollene Überzeugung entgegenkommen mag, dass die sichtbaren Fortschritte in Wirtschaft, Technik und Lebenshaltung wohl Erscheinungen, nicht aber der Sinn der Geschichte sind, dass die Geschichte ihre Erfüllung im Sittlichen findet, das unversiegbar durch die Zeiten geht. Das legt der Geschichtforschung die Pflicht auf, diejenigen auszufinden, die mit Verantwortung handelten, und ihnen den Rang anzuweisen.

Im weiteren sich jetzt schon mit Bestimmtheit darüber zu äussern, wäre Überhebung. Es schimmert nur ein Zusammenhang mit unsichtbaren Mächten durch, die noch auf keiner Erdenkarte eingetragen sind und ihren Ausweis im Völkerrecht erst finden

müssen. Da hier die sichtbaren Zeichen fehlen, so ist der Geschichtsbetrachter auf unsichtbare Begegnungen angewiesen. Sie mögen ihn in seiner Pflicht bestärken, wie der Vergangenheit so auch der Gegenwart zu dienen, und ihn ermutigen, die Prozesse aufzunehmen, die von der Vergangenheit unausgetragen der Gegenwart vermacht werden. So hat das 19. Jahrhundert zuversichtlich die Befreiung des Individuums durch die Menschenrechte angehoben und dabei der Gemeinschaft zuwenig geachtet; heute verlangt diese ihr Recht. Der Geschichtsbetrachter ist in solchen Fällen nicht zum Richter berufen; aber er vermag vielleicht hinzudeuten, vor welchen Gerichtshof der Streit verwiesen werden kann, und als Anwalt eine Sache zu führen, die sonst keinen andern findet.

Wenn sich auch die Geschichtsbetrachtung wandelt, unser Gegenstand bleibt sich gleich, es ist die Vergangenheit Berns. Was gibt sie dem Betrachter, was verlangt sie von ihm? Es ist keinem Volk erlaubt, seine Palladien preiszugeben; sie auch nur zu enthüllen, kann allein von der höchsten Not gerechtfertigt werden. Wo es ohne Not geschieht, gerät es, wie billig, nur zu Worten. Doch darf hier die Dichtung in ihr Recht treten. Höhere Verantwortung hat sie nicht als die Geschichte. Aber mit ihrer grösseren Sprache und edleren Freiheit darf sie an die Geheimnisse rühren, die in einem Volk beschlossen sind. Wir begnügen uns, zu prüfen, welche geschichtliche Erkenntnis von unserer Stadt ausgeht. Wohl würde uns diese flüchtige Stunde erlauben, nur Berner zu sein. Aber weil ohne Eidgenossenschaft kein Bern und ohne Bern keine Eidgenossenschaft, tut sich der Blick von selber auf. Unser Verein hat nicht nur bernische Geschichte gepflegt.

Was war das alte Bern? Wir wollen nicht mit dieser Frage die Hymne Berns anstimmen, sondern nur versuchen, sein Sichtbares zu begreifen. Bern war der grösste Ort der Eidgenossenschaft und die kleinste unter den europäischen Grossmächten. Es war der einzige Ort, der sich vom Schneegebirge bis in den Jura erstreckte und der Eidgenossenschaft das grösste Gebiet einkehrte, das um so schwerer wog, als die hohe Politik noch nicht die ganze Erde umspannte, sondern auf einen engen Kreis beschränkt war, jenseits dessen man Schlummervölker und Wüsteneien vermutete.

Es ist schwer, von diesem Bern zu reden, das mehr die Steine als die Zungen von sich zeugen liess. Bern war nicht nur der grosse, sondern auch der geborgene Ort, der nur auf kurze Strecken, am Genfersee und im Fricktal, ans Ausland stiess. Es durfte sich mehr als andere auswählen, was ihm zusagte, und es wählte die Gefahr.

So wurde es der Ort, der sich oft ohne die Eidgenossenschaft dachte, ohne sie, ja gegen ihren Willen handelte, der Wolken sah, wo andere heiter blieben, und seinen Stern erblickte, wo andere den Himmel verhängt wähnten. Es war der Ort, der den Westen der Schweiz, das alte Burgund, zusammenfasste und gestaltete, der sich in der hohen Politik übte, um den Westen vor den fremden Mächten zu bewahren, der aber auch seine Sendung mit der Verlassenheit von 1798 entgalt. Grössere Versuchungen umkreisen den Starken, tiefere Spuren hinterlässt sein Schritt. Darum ist ihm bestimmt, seine Schuld abzutragen, während der Schwarm der Unverantwortlichen unter die Marke sinkt, unter der man ausschlüpft. Darum verlor sich Berns Geschichte nicht in Anekdote, sondern führte ein Hausbuch, in dem Soll und Haben nach dem Mass der Jahrhunderte verrechnet wurden.

Und Bern hat sich weniger verstrickt, als seine Gelegenheiten erwarten liessen, weil es um die Beschränkungen wusste, die ihm auferlegt waren. Weil es unter den grossen Mächten die kleinste war, wurde es nicht von jener Willkür der Übermacht verführt, die jenseits der Ehre haust und ihre Grenze nur an einer andern Übermacht findet. Und dann war die Aristokratie in Bern keine Episode, sondern sie machte das Wesen Berns durch Jahrhunderte aus, gerade in Berns ausgreifendem Alter. Die Aristokratie handelte von der Erwägung aus, wie sie die Macht ihren Nachfahren erhalten könne. «Wir, Schultheiss, Klein und Gross Rät der Stadt und Republik Bern, und unsere ewigen Nachkommen», nannte sich einst der Staat Bern. In der Aristokratie durfte sich ein Menschenalter nicht ganz verzehren, nicht die letzte Gelegenheit benützen, während in dem Staat, der die Familienfolge nicht kannte, die Versuchung bestand, dass sich die Macht nur dann ganz genoss, wenn sie bis zum letzten ausgebeutet wurde. Diese Besinnung setzte der Aristokratie die Schranken, die im neuzeitlichen Staat die Verfassung aufrichtet. Die Aristokratie fand ihre Erhaltung darin, dass sie die Herrschaft des Zufalls durch das Gesetz der Klugheit ausschloss; daher Rousseaus Wort: «Die Republik Bern wird durch die äusserste Weisheit ihres Senats erhalten.»

So war Bern nicht auf die einmalige Überlegenheit, sondern auf die stete Tüchtigkeit, nicht auf den Einzigen, sondern auf den ganzen Schlag gestellt. Der Durchbruch zur persönlichen Grösse war unerwünschte Ausnahme. Er wurde im Burgunderkrieg von Niklaus von Diesbach gesucht und erzwungen; er fiel Diesbachs Gegner, Adrian von Bubenberg, durch eine unvermeidliche Fügung zu; er

wurde von beiden schwer entgolten. Albrecht von Haller verzehrte sich in unglücklicher Mitte, weil er um seinen europäischen Ruf wusste und doch vom Bernischen nicht lassen konnte. Diese Zurückhaltung hat das Verhältnis zwischen Volk und Regierung bestimmt. Sie waren einander gewachsen und gewogen. Dieses Gleichgewicht zu erhalten, forderte mehr Verzicht, als dem Ruhme Berns entsprach. Sparsam gönnte man sich den grossen Augenblick, so wenn die erbeuteten Fahnen ins Münster getragen wurden, wenn am Ostermontag die Obrigkeit in feierlichem Aufzug durch die Gassen schritt. Der Alltag war Geduld und Mässigung.

Die Mannigfaltigkeit der bernischen Geschichte gestattet nicht, das Verhältnis zwischen Volk und Regierung in ein altes oder ein neues Dogma zu fassen. Es ertrug Ausschläge, die ins Mass zurücksanken. Es gab Augenblicke, da das Volk besser war als die Regierung, so 1589, als es den kläglichen Frieden von Nyon verwarf. Es gab Augenblicke, da die Regierung besser war als das Volk, so in den Tagen von Murten, da sie über den Jammer des Volkes hinweg durchhielt. Nicht aber kennt Berns Geschichte bis zur Gegenwart den verworfenen Fall, dass die Regierung ihr besseres Volk, dass das Volk seine bessere Regierung verdarb.

Was Berns Geschichte den Nachkommen vermacht, ist reich und schwer. Wie empfangen wir es? Seien wir bescheiden. Es ist zu allen Zeiten die Klage laut geworden, die Gegenwart sei reiner Teilnahme an der Vergangenheit nicht fähig. Vor 100 Jahren grollte Jacob Burckhardt: «Gerade darin liegt die Einseitigkeit der Gegenwart, dass sie nur eine Tendenzgeschichte haben will.» Nicht unbillig kann man einräumen, dass auch unsere Gegenwart die Andacht für das Echte zerstreut, die Versenkung zerreisst. Sicher ist, dass die Zeiten für Geschichte ungleich empfänglich sind. Noch ist nicht entschieden, ob geborgene oder stürmische Epochen mehr den Umgang mit den Abgeschiedenen verlangen. Vieles spricht dafür, dass ruhige Zeiten auf der Menschheit Zinnen führen, von denen ein glückliches Geschlecht den Blick dankbar zu den Ahnen erhebt, die gelitten und gestritten haben, auf dass es um so mehr des Daseins sich erfreue. Hier quillt grösserer Gewinn als Erkenntnis, hier quillt das urtümliche der Gefühle, die Ehrfurcht.

Aufgewühlte, preisgegebene Zeiten dagegen führen an der Menschheit Grenzen, wo sich erst die Vielfalt des menschlichen Gemüts enthüllt. Es kann Abstumpfung, tödliche Ermattung sein, die nichts mehr weiss, nichts mehr wissen will. Dass das Gegenteil möglich ist, bezeugt das leuchtende Beispiel Athens. Unter dem Ent-

setzen des Peloponnesischen Krieges hat es geschaffen, was in das dauernde Gedächtnis der geistigen Welt eingegangen ist und den spätesten Geschlechtern verkündet: «So sank Athen, um fortzuleben.» Es ist des Thukydides Wort vom Besitz auf immer, vor dem sich das Zurechnen von Verdientem und Unverdientem wie billig verflüchtigt.

Auch in gelassenen Zeiten gibt es des Unerbittlichen genug, das an die Fragwürdigkeit des Daseins erinnert. Aber selbst der erbarmungslose Gang der Ereignisse, der gleichgültig das Lebenswerte zertritt, hat sein Zerstörungswerk erst vollendet, wenn er das Gedächtnis so auslöscht, dass es nicht mehr in die Vergangenheit zu entfliehen vermag, um dort den Schimmer für die Zukunft zu erflehen, den eine neidische Gegenwart versagt. Dieses Verhängnis ist keinem Volk zu wünschen; wo es aber eintrifft, ist jedem Volk zu wünschen, dass ihm wenigstens diese letzte Besinnung erlaubt sei.

Von solchen Losen, die jenseits des Menschlichen liegen, wenden wir uns den Beruhigten zu, die an ihrer Gegenwart ein Genüge finden und sie zu verstehen meinen, weil sie von ihr umschlungen sind, ahnungslos, dass es nur in den seltensten Fällen erlaubt ist, die Gegenwart so in die Flucht der Zeiten einzureihen, wie es nach 100 Jahren ein erfahrenes Geschlecht tun wird. Allen aber, die nicht satt sind, steht es offen, zu guter Stunde sich gesammelt an das Vergangene aufzugeben, um sich bereichert wiederzufinden. Das tritt ein, wenn wir uns erschliessen dem Beglückenden und Erhabenen wie dem Gemeinen und Entsetzlichen, wenn wir nicht das bloss Nützliche suchen, sondern uns dem hingeben, was die Vergangenheit, anscheinend zwecklos und nur von sich selber erfüllt, so eindringlich zubringt, dass es die Nebel lichtet, durch die wir zu sehen und zu sinnen gewohnt sind, und der Aufbruch des Gefühls uns hinträgt zum ersten Bild einer versunkenen Welt, von der sonst nur die blasse Spur der Namen und der Zahlen zeugt. Dass solche Sammlung nicht ein Vorrecht bleibe, dafür besteht unser Historischer Verein.

Was kann nun der Geschichtschreiber tun, der die Vermittlung unter den Zeiten übernimmt und verantwortet? So soll er den Begriff vom Wesen Berns geben. Da ist vorweg einzuräumen, dass mehrere Vorstellungen vom Wesen Berns möglich sind, und es gehört nicht nur guter Wille, sondern auch Glück dazu, die richtige auszufinden. Dass Bern wie die Schweiz eine Eigenart hat, ist gewiss, und bestände sie auch nur in der Gunst des Schicksals; denn Europa hat mehrere kleine Randstaaten, aber nur einen kleinen

Binnenstaat unter Großstaaten, dessen Unabhängigkeit einen längeren Stammbaum hat, als ihn die Übermacht dieser Grossen auszuweisen vermag. So tritt heute das Seltsame ein, dass das Bürgerrecht der Schweiz, die seit Jahrhunderten keinen Adel anerkennt, Adel geworden ist.

Eigenart ist dunkel und rätselhaft, weil sie sich aus eingebornem Zug und fremdem Schicksal mischt. Da Bern nicht auf einem entrückten Eiland, sondern unter den Kraftlinien des europäischen Geschehens lag, so pochte auch bei ihm die Fremde unweigerlich an. Welchen Einfluss nahm Bern auf? Wo fühlte es sich angezogen und verwandt? Wo war es der Ergänzung bedürftig, wo verschloss es sich? Welchen Pulsschlag trug Bern in das Geschehen? Wie weit ist es, wie weit sind andere dafür verantwortlich, wenn in seiner Vergangenheit Beschleunigung und Verzögerung wechseln? Ein Hindernis türmt die Vergangenheit: wir können nicht die Schnelle unseres Fortschrittsdenkens in die früheren Zeiten zurückverlegen, deren Lebenssinn es war, stet zu bleiben. Hier sprudelt immerfort der Quell der Missverständnisse.

Der Geschichtschreiber steht zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Soll er sich zuerst erkundigen, wie den Vorfahren zumute war, oder wie dem Leser zumute sein wird? Tut ihm not, darauf zu achten, ob die Gegenwart die Tugenden der Vorfahren, die sie nicht mehr hat, ungern erträgt, oder ob sie sich gern in ihrem Nachstrahl sonnt? Das muss jeder Geschichtsbetrachter aus dem innersten Geblüt beantworten. Wem sich hier die innere Stimme nicht erhebt, hat seinen Beruf nicht gefunden.

Es ist für den Historiker nicht nur eine Pflicht, sondern auch ein Gewinn, auf den Geist seiner Zeit einzugehen. Seit Anton von Tillier vor 100 Jahren seine Geschichte der Stadt und Republik Bern abschloss, hat sich die Historie an Stoff und Forschung bereichert. Die früheren Geschichtschreiber haben manches unberührt gelassen, was die späteren neu schaffen mussten, so die Wirtschaftsgeschichte, die den innigsten Anliegen unserer Zeit entspricht. Was ist nicht alles von ihr her deutlich geworden.

Letzten Endes aber entscheiden nicht Stoff und Methode, sondern der Geist, und hier sind die Früheren nichts schuldig geblieben. Schon im Altertum wusste man, dass die Geschichte die eingeborene Heimatliebe zur grössern Leidenschaft für das Vaterland entflammen kann. Johannes Müller hat seine Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft dieser Bestimmung gewidmet. Auch heute geht es noch darum, ob eine Entrückung aus den Unter-

absichten des Augenblicks, der Parteirichtung, des herrschenden Geschmacks und des Absatzes möglich sei, die dem Beispiel Johannes Müllers nachkommt. Es ist die Gesinnung, die den Ausschlag gibt. Von ihr aus trifft der Geschichtschreiber den letzten Entscheid. Will er die Ereignisse nach seinem Geist, oder will er seinen Geist an den Ereignissen bilden?

Das erste erschliesst die Weite der Auffassungen vom mythischen bis zum klassenkämpferischen Einschlag, erschliesst den freien Spielraum, wo sich das Persönliche in den Farben des Regenbogens bricht. Das erste kann auch eine Glut entfachen, in der die Vergangenheit zu einem Guss zerschmilzt. Das andere, den Geist an den Ereignissen bilden, legt Entsagung und Gehorsam auf, gibt aber die Verheissung, dass der Geist an den Ereignissen wächst. Freilich handelt es sich hier um innere Vorgänge dunkler Art, von denen nur unbestimmte Kunde vorhanden ist. Aber dass diese Vorgänge nicht nur Träume sind, das bezeugt der Erste unseres Schrifttums, Gotthelf, mit dem Bekenntnis: «Sobald ich eine Arbeit anfange, kömmt ein Geist in sie, der stärker ist als ich.» Das darf auch dem Geschichtschreiber gelten. Wenn er sich bezwingt, sich selbst entsagt, so mag ihm vielleicht werden, was sonst des Dichters Vorrecht ist, es mag ihm die seltene Stunde zufallen, da er Grösseres schafft, als er selber ist, und dann hat er seinem Beruf genug getan.